

Aus J.V. Widmanns Werken

Autor(en): **Widmann, J.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [4]

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schränkt war, für eine heitere, anmutige Sinnlichkeit erschlossen. Er war, auch zur Zeit des Naturalismus, dem er nie nachgab, und der schwül erotischen und sozialtendenziösen Romane doch hauptsächlich der Darsteller einer freien Phantasiewelt.

Er breitet' es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben.

Sein Geist nahm fröhlich seinen Schwung aus der Wirklichkeit hinüber in die reineren, reicheren Gefilde der Schönheit, nach Italien, Indien, Griechenland.

O heilige Hellas! Ewig unerseht!
Du Land des Pyrrhalls im Sonnenlichte!

Und wer es konnte, flog mit ihm, „aus dieser Welt des Reglementezwangs“ in die blau überwölbte Heimat der Dichterphantasie, aus dem protestantisch strengen Lebensernst in die milde Luft einer heiter prangenden, das Leben wie ein herrliches Spiel dahinlebenden Menschheit, in eine Geistesphäre, wo, wie er selber von Tintoretto's „Ehebrecherin vor Christus“ sagt, die Schönheit alle Gesetzbücher über den Haufen wirft. In dieser Luft entfaltete der Dichter sein eigenes Talent, die reizende Unschuld seiner Sinnesfreude, den anmutigen Scherz, die Reigentänze seiner libellenhaften Gedanken, die überraschenden Seitenprünge seiner drolligen Phantasie, die harmlosen Spitzbübereien seiner Laune...

Ich weiß es, die Welt ist heute einig, daß er uns in der Maitäferkomödie und im Heiligen und die Tiere sein Größtes hinterlassen hat, und wer möchte dem, angesichts der Verse in der „Berufung“, widersprechen?

Nimm den Menschengriffel, Menschentind!
... Das ist nicht die Lust nur am Gestalten,
Jener ew'ge Promethidentrieb;
Das ist mit der Gottheit Zwiesprach halten
Ueber etwas, das sie schuldig blieb.

Aber gleichwohl, wenn ich den Dichter in seinem eigensten Elemente genießen will, so greife ich zum „Wunderbrunnen von Is“, zu „Bin dem Schwärmer“ und verwandten Dichtungen. Da meine ich, wie nirgends sonst, das Wunder mitzuerleben, das der Knabe erlebte, „als ihm die Welt geschenkt ward“: die Zauber- macht einer jugendlichen Phantasie!

Und nun zurück zu dem Grabe, auf dem die Vergißmeinnicht auch uns mahnen: Haltet ihn hoch und wert! Er hat euer Land geliebt, seine Berge, seine Freiheit. Er hat auch euch geliebt und vielleicht am meisten dann, wenn er als Fremdling fühlte, daß sein Wesen nicht in euerem Volkstum wurzelte, daß er berufen sei, das Bild eines freieren, höheren Menschentums vor euch aufzurichten. Und er hat trotz dieser Liebe euch nie gescheitelt. Vergeßt auch das nicht!

Otto von Greyerz.

Aus J. U. Widmanns Werken *)

Nächtliche Zwiesprache

Eine Neujahrskantate

Dumpf ächzend rollt der Erde Ball
Im nächtlich stillen Weltenall —
Ein Schiff, das stöhnend seine Bahn
Durchkämpft im pfadlos weiten Ozean.

Und horch! Mit Tönen, heiß und bang,
Horch, eines Gottes Klaggesang!
Der Engel dieser Erde singt
Ein Lied, das schwermutsvoll empor sich ringt:

„Wann, Vater, enden diese Mühen?
Wann hält das Schiff im Ruheport?
Muß ewig dieses Feuer glühen,
Das fort uns treibt und immer fort?“

Und ist kein seliges Gestade,
An das uns eine Welle trägt?
Kein Land des Friedens, Land der Gnade,
Das uns zulezt als Bürger hegt?

Die Wurzel, die im dunkeln Grunde
Sich sehnd nach dem Lichte müht,
Ihr kommt doch eine Wonnestunde,
Da sie mit süßem Duft erblüht.

So gib auch, Vater, deiner Erde
Einmal ein solches letztes Glück,
Auf daß ein voller Lohn ihr werde,
Dann — atme sie ins Nichts zurück!“

Das Trauerlied des Engels schweigt,
Und wie das Haupt er lauschend neigt,
Da schwinget sich im Harfenton
Ein Gruß hernieder von Allvaters Thron:

„Ewig wandeln meine Sterne,
Aber nimmer heimatlos,
Nicht in unbekannte Ferne;
Denn sie alle hegt mein Schoß.“

Träumet nicht vom fernen Frieden,
Schaut nach keinem Eiland aus;
Schon ist Frieden euch beschieden,
Schon seid ihr im Vaterhaus!

Meinem Angesicht entrücken
Kann euch keines Sturmes Wehn.
Eilet, euer Schiff zu schmücken;
Was ihr bittet, ist geschehn!“

So schallt es tröstend durch die Nacht.
Ein selig Ahnen ward entfacht
Im Geist des Engels: Unsre Fahrt
Ist Stillstehn in Gottes Gegenwart!

*) Ausgewählt von Dr. Otto von Greyerz, nachgedruckt mit gütiger Bewilligung der Kinder von J. U. Widmann.



Freih. Widmann, Rüschlikon.

A. D. Widmann (1842—1911).
Original im Besitz des Teufels Bötfingen,
bestimmt für das Gottfried Keller-Haus.

Auf dem Grab eines schönen Mädchens

O pflücke diese Rosen nicht,
Die auf dem kleinen Hügel prangen;
Sie blühten einst wie Abendlicht
Auf eines Mädchens holden Wangen.

Und was mit Ranken dort sich regt,
Den weißen Leichenstein umschließend,
Hat lockenweich sich einst bewegt,
Um einen weichen Nacken fließend.

Und jener Veilchenbüschel war
Ein dunkler Blick voll heil'ger Treue,
Ein Blick aus blauem Augenpaar —
O Fremdling, diese Veilchen scheue!

Sie hauchen Balsam in die Luft,
Wie sie einst Liebeshuld gespendet.
O Mädchenaug', o Blumenduft —
Ein Kreislauf ist's, der niemals endet.

Zum Geleit

(Aus dem Trauerspiel „Arnold von Brescia“, III. Aufzug, 3. Szene).

Euch geleite
Der Geist der Liebe! Gleich der Mondescheibe,
Die nächtlich Tausenden von Wandern leuchtet,
Dem unter Tannenzwipfeln sanft verklärend
Den dunkeln Pfad, dem auf dem weiten Meer
Die flücht'ge Well in flüß'ges Silber wandelnd,
So kreis um euch der gute Geist der Liebe!
Gebt, was ihr habt, umsonst! Tut nicht Gewalt
Den Seelen an, auch nicht im Guten. Adelt
Mit Wohltun jeden Tag. Verlangt ihr Schweres
Vom schwachen Menschen, o, so zeigt zuerst
Ihm seine Tragkraft, wie das öff'ne Meer
Uns auch zuerst am Horizont des Schiffes
Hellstrahl'gen Genius, die weißen Segel,
Dann erst die Last, den schweren Kiel uns weist;
Stellt an den Strom des Lebens euch, flieht nicht
Sein Rauschen; reinen Ohren rauscht er Wahrheit.
Doch seid wie Bäume, die am Ufer nur
Ihr Spiegelbild in seine Tiefe tauchen,
Weil sie des Himmels Abbild drinnen suchen;

Des Himmels Urbild zeigt der Strom euch nicht.
Ertroßt vom Schicksal nichts; seid gern die Aermsten,
So schaut ihr vorwurfsfrei der Brüder Not;
Die eigne Dürftigkeit gibt edeln Seelen
Den einzigsten Trost beim Anblick fremden Jammers,
Doch Reichtum brems gleich einer Feuerfrone
Des Weisen Stirn. Im Unglück bauet nicht
Auf wunderbare Schickung; niemals draußen,
In euch muß sich das Größte stets ereignen,
Sonst seid ihr schon verloren. Das Vergangne
Sei ein Sibyllenbuch der Zukunft euch.
Nicht grübelt über Gott, ahnt ihn im Weltlauf;
Das Abendrot baut unsern Augen Himmel,
Die Sonne, die es schuf, sie blendet nur.
In guten Tagen lieber als in bösen
Erhebt euch zum Gebet! Und endlich: Wartet
Auf's Heil. Ja, wartet, aber harret nicht!
Noch einen Kuß nun jedem. Zieht in Frieden
Denn hin. Groß ist die Welt — der Geist am
größten!

Der Klausner Malduf erzählt sein Liebesabenteuer

(Aus dem III. Gesang der romantischen Dichtung

„Der Wunderbrunnen von Is“).

Mein lieber junger Mann, Ihr seht,
Daß ich amoch in meinen besten Jahren,
Wo andern sonst der Sinn aufs Freien steht;
Auch haltet ja mich nicht für einen wahren
Waldb Bruder, der mit Fasten und Gebet
Sich quält, um später himmelwärts zu fahren.
Es haben weder Kirche noch Natur
Mein Haupthaar mir geschändet mit Tonsur.

Doch um fortan kein Weib mehr sehn zu müssen,
Hab ich in diese Wildnis mich versteckt.
Glaubt mir's: In Luft und Erd und Meer und Flüssen
Ward solch ein Unding nicht mehr ausgeheckt
Als wie das Weib mit seinen süßen Küssen,
Aus denen Höllefeuer züngelnd leckt.
Nacht, wenn Euch Weiberträume je begießen,
Und denkt: Der Regen macht den Bart mir sprießen.

Malduf bin ich geheißnen, viele nennen
Den Weisen mich, weil sie unweise sind.
Ich aber muß mich selber besser kennen
Und sag Euch: Dümmer war ich als ein Kind,
Das nicht so leicht sich zweimal wird verbrennen.
Was half mir all der philosoph'sche Wind,
Der mir mit Stolz der Seele Segel blähte —
Da doch zuletzt ein Püppchen mich verführte?

Gottlob zwar, daß sie's tat. Es war Dahüt,
Azenors Schwester, die zu ihrem Lehrer
Mich ausertor, von Wissensdurst durchglüht.
Nie fiel das Lehren einem Meister schwerer!
Denn was ihr nur durchs tolle Köpfchen sprüht,
Will sie erfahren: „Mein Malduf, erklär' er
Mir dies und das, warum die Blumen riechen,
Die Sterne schneuzen und die Schnecken kriechen!“



Aus J. V. Widmanns Skizzenbüchern.



Aus J. V. Widmanns Skizzenbüchern.

Oft saßen wir in lauen Sommernächten
Auf eines hohen Turmes enger Zinne,
Einsam — gleich war ihr's, was die Leute dächten —
Dann frug sie mich, ob Attraktion und Minne
Bei Sternen nicht identisch, beide brächten
Daselbe ja zustande. Meine Sinne
Vergingen mir vor ihrer Schönheit Wonne,
Ich stund — wie Butter an der Julisonne.

Denn sie war schön und witzig zum Entsetzen,
Und ihre dunkeln Haare hauchten Duft;
Gefangen war ich bald in ihren Netzen,
Ihr Odem war allein mir Lebensluft.
Auf ihren Wink hätt ich mich gern in Fesseln
Zerhauen lassen, wär' auch in die Klust
Der Hölle wie ein treuer Hund gesprungen
Und hätte mit dem Teufel selbst gerungen.

Auch sie schien manches Mal mich fast zu lieben,
Gewährte mir zuweilen eine Gunst;
Zum Beispiel durft' ich Regel mit ihr schieben,
Sie trieb dies schöne Spiel mit großer Kunst.
Auch ist's beim bloßen Handfuß nicht geblieben.
Doch alles war zuletzt nur blauer Dunst,
Und ihrer Laune hat sie hingeschlachtet,
Was ich als schönste Seligkeit geachtet.

An einem Abend, wo sehr viele Damen
Und Ritter an des Königs Tafel saßen,
Geschah's, daß wir in heft'ges Streiten kamen,
Im Anfang war es mehr ein neckisch Späßen.
Es war der Streit, der nie wird ganz erlahmen
Und der schon da war, als vom Apfel äßen
Die Eltern aller Menschen — jener Streit
Von Mannes und von Weibes Herrlichkeit.

Sie sprach: Die Frauen sind es, die regieren.
Ich rief: Die Männer siegen doch zuletzt.
Sie drauf: Das müßte man noch erst probieren.
Ich wieder: Gut, mein Schwert ist stets geweht.
So ward ein Zungen Hin- und Herturnieren,
Dem erst des Königs Wort ein Ziel gesetzt.
Man ließ die Frage schließlich unentschieden
Und trennte sich in leidlich gutem Frieden.

Am nächsten Morgen — dies geschah im Mai —
Saß ich am offenen Fenster meiner Zelle,
Die im Palast ich hatte; dicht dabei
Erstreckte sich der Park, und eine Quelle
Sprang dort im dunkeln Buschwerk froh und frei;
Auch war an Blumen reich die lausch'ge Stelle,
Und wenn ich schnell durchs niedre Fenster sprang,
Nahm gleich mich auf ein dunkler Schattengang.

Ich sitze friedlich dort mit einem Buche.
Da naht Dahüt im leichten Sommerkleid,
Sie tut, als ob sie Wiesenblumen suchte,
Und schürzt das Röcklein, gleich als wär's ihr leid
Vom Tau es naß zu sehn. Mit einem Tuche,
Das ihr um Schultern flattert, die der Reid
Selbst muß bewundern, spielt der Morgenwind;
Natürlich schau ich mir die Augen blind.

Sie scheint mich nicht zu sehn, das Tuch verschwindet,
Es muß die Blumen, die sie sammelt, fassen.
Für wen sie wohl die duft'ge Spende bindet?
Schwer wird's, die Frage ganz zu unterlassen;
Doch wer zu fragen erst sich unterwindet,
Wie leicht kann er vor Gram hernach erblassen,
Wenn er vernimmt: „Das geb ich, wem ich will!“
Biel besser ist's, ich bleibe mäuschenstill.

Auf einmal, während ich mich tief versenkte
Ins Buch, das ich verkehrt in Händen hielt,
Flog eine Fülle Blumen drauf — mir schenkte
Die Frühlingskinder sie und „Gut gezielt“
Rief ich sogleich, sprang auf — sie aber lenkte
Zum Fenster ihren Schritt. Da war verpielt
Das hohe Spiel, in das ich mich gewagt,
Ich war dahin, dem Himmel sei's geklagt!

Sie schwang sich federleicht aufs Fensterbrettchen
Und bot zum Morgenkusse mir die Hand.
An ihrem Halse hing ein goldnes Kettchen,
Das sie mir scherzend um die Finger wand.
Dann streifte sie vom Haupt mir mein Barettchen
Und setzte selbst es auf — ach Gott, es stand
So eigen ihr, so närrisch wunderlieb,
Daß ich vor Minne nicht bei Sinnen blieb.

Ich bat um einen Kuß auf ihre Wangen,
Sie schlug es ab, zwar lächelnd, daß man ahnte,
Ihr Abschlag sollte reizen das Verlangen.
Doch während langsam ich den Weg mir bahnte
Zu meinem Glücke, sah sie seitwärts hangen
Im Zimmer einen Sattel; da ermahnte
Sie mich in lustig feierlicher Weise,
Als Pferd zu dienen ihr auf einer Reise.

„Die Reise soll nur durch die Wiesen gehn,“
So sprach sie, „denn ich fürchte nasse Füße.
Wie schön wird dir der rote Sattel stehn,
Und Haber geb ich dir, der gar so süße!
Auch wird es hier ja keine Seele sehn
Als dort die Amsel, die uns helle Grüße
Aus ihrem Baume schickt, die goldnen Vieder,
So schöner Maientag kommt wohl nicht wieder!“

Die Falsche sprach's, und ich, weh mir, ich streckte
Mich wie ein Esel hin auf alle Biere
Und litt es, daß der Sattel mich bedeckte;
Sie schwang sich drauf, und ich ward schnell zum Tiere.
Ja, glücklich fühl' ich mich dabei und hegte
Gedanken aus, die wohl Europens Stiere,
Doch mir nicht ziemten, einem Philosophen;
Ein Spott der Schranzen ward ich und der Zosen!

Die nasse Wiese hatt' ich nun durchtrochen,
An mancher Kessel tüchtig mich gebrannt,
An manchem Halm gefügelt und gestoßen,
Doch war ich wie von Zauberei gebannt
Und wäre mit der süßen Last wohl Wochen,
Ja Monde lang im Gras umhergerannt,
Wenn plötzlich nicht ein polyphones Lachen
Das Blut mir hätte fast erstarren machen.



„Deutsche Schulmeister- und Professorensgesichter“.

Sie hatte mich an meinem seid'nen Zaume —
Ihr Gürtel war's, den ich im Munde trug —
Ganz unvermerkt gelenkt zu einem Raume,
Wo hohes Gras mir um die Augen schlug;
Ich froh dahin, betäubt als wie im Traume,
Da hielt sie rasch mich an mit kurzem Zug,
Und das Gelächter schlug mir an die Ohren,
Der ganze Hof — o Gott, ich war verloren!

Aus den Gebüsch'n traten alle Damen,
Die gestern Zeugen unsres Streites waren,
Aus hundert Winkeln im Gehölze kamen
Der König und die bunten Höflingscharen,
Der Adel unsrer Stadt, die ersten Namen,
Nichts wollte mir die Teufelin ersparen.
Auch ihre Schwester, sonst so engelgleich,
War jetzt an Bosheit und an Wiß'n reich.

Ja, diese sanfte Taube, die zum Preise
Jetzt im Turnier bestimmt ist, rief mir zu:
„Et, welches noble Pferd! Geht weit die Reise?
Sprich, Schwester, wo gewinnst den Renner du?
Fürwahr, der Mann siegt stets in seiner Weise,
Er küßt noch lange keiner Frau den Schuh.
Es wär auch schwer, dem Schuh den Ruß zu geben,
Tanzst auf dem Rücken uns der Schuh soeben!“

Dahüt schwang jetzt vom Sattel sich herunter,
Ich aber wagte noch nicht aufzustehn.
Sie kraute mir die Ohren, klopfte munter
Mir auf den Hals und ließ den Sattel sehn,

Den sie mir aufgeladen. Immer bunter
Trieb man's mit mir, ich wollte fast vergehn.
Zulezt sprang ich verzweifelt auf und rannte
Davon, weil unter mir der Boden brannte.

Ich sah nicht um, ich rannte bis hieher,
Wo mich der Weiher still zu stehen zwang.
Drei Tage lag ich hier im Fieber schwer,
In wilden Träumen hier drei Nächte lang.
Mein Haupt war heiß, mein Herz verödet leer,
Bis endlich ein Gedanke los sich rang
Aus meiner Brust, nur diesen konnt' ich fassen:
Die Weiber bis zum letzten Hauch zu hassen.

Du aber, junger Mann, sei nun vernünftig
Und schließe zu dein Herz und deine Sinne;
Die Weiber sind so wenig daseinszünftig
Als die vom Menschen arg gehaßte Spinne.
Ein Götterleben wirst du führen künftig,
Vermeidest du den wilden Rausch der Minne.
Zieh zum Turnier; du bist genug gewarnt,
Dein Fehler ist's, wenn eine dich umgarnt!

So sprach Malduk, nur etwas mehr ausführlich,
Als zu berichten hier ich es gewagt.
Gefährlich scheint es mir und ungebührlich
Zu überliefern ganz, was er gesagt.
Der Dichter wird, unschuldig zwar natürlich,
Für seiner Helden Meinung oft verklagt.
Auch schreibt ein Fräulein meine Ver' ins Reine,
Da paßt es nicht, daß Mißgymn ich scheine.

Aus J. V. Widmanns Reisebüchern.

Aus Rektor Müslins Italienscher Reise.

In Bologna.

Aus der Gemäldesammlung (es war die Accademia di Belle Arti) traten wir wieder auf die Straße hinaus und wurden hier alsobald wieder von den angenehmsten Eindrücken festgehalten. Die hochgewachsenen schönen Frauen und Mädchen des Mittelstandes schritten in ihrer geschmackvollen Schleiertracht durch die Gassen nach den Marktplätzen, ihre Einkäufe zu besorgen, und gaben so den hohen Arkaden der alten Stadt die schönste Belebung; an einer Ecke bei einem Zinngießer, der alle seine Waren auf der Straße ausgestellt hatte, kaufte ein Landpfarrer, umgeben von einigen Gemeindegliedern und der stattlichen Köchin, zwei riesige Orgelpfeifen, welche dem stärksten Bauern unter fröhlichem Grinsen aller Beteiligten auf die Schultern gelegt wurden. Aber am Marktplatze wurde ein soeben verfertigtes Sonett an die Mauer geklebt und sofort von einem herbeieilenden Studenten der sich ver-

sammelnden Menge laut vorgelesen. Es war eine Huldigung für Olympia Trebbi, „che cantando il Rigoletto nel teatro consorziale di Budrio dimostravasi artista vera e commovente“. Also eine öffentliche dichterische Huldigung, einer beliebten Opernsängerin dargebracht. Aber nicht der Dichter brachte diese Huldigung von sich aus dar; sondern, wie weiter auf dem Plafate zu lesen war, die Eheleute Luigi e Gismonda Menarini hatten dieses Gedicht zu diesem Zwecke bei einem Dichter bestellt. Noch staunten wir über diesen Brauch und bewunderten zugleich die zierlichen Wendungen des Gedichtes, als bereits ein neues Plafat von einem Dienstmann herbeigebracht und neben das der Künstlerin geltende Sonett geheftet wurde. Dieser zweite Zettel enthielt eine Trauerode auf irgend ein schönes lebenswürdiges Mädchen, das jetzt Bologna verlassen habe, um seine Gespielen, die Engel des Paradieses, die sich so nach ihm gesehnt hatten, zu erfreuen. Die versammelte Menge las auch diese Dichtung, und es fehlte nicht an trefflichen Urteilen über die Schönheiten der Ode, wobei der





DIE SCHWELIZ.

Aus J. V. Widmanns
Stützenbesten: „Domilet!“.

Ernst des Stoffes alle miß-
liebige Kritik ausschloß, wäh-
rend das an die Künstlerin
gerichtete Sonett als etwas zu
schwülstig befunden wurde. Und
wer sprach diese Urteile mit
Interesse und mit Sicherheit
aus? Leute waren es, die in
Hemdärmeln, in gestickten Wäm-
sfern, mit Abzeichen einer ge-
wöhnlichen Hantierung die Pla-
kate umstanden. Studenten,
Geistliche, Professoren waren
auch unter ihnen und gaben
mit ihr Urteil ab, hörten aber
die entgegengesetzte Meinung
des nächsten besten im Volke
mit ebenso großer Achtung an,
wie wenn ihresgleichen einen
ästhetischen Befund ausgespro-
chen hätte.

Müslin war von dieser Szene
ganz begeistert. „Jetzt begreife
ich die alten Athener,“ rief er
aus. „Wie bewährt sich an die-
sen Bolognesern ihre alte Kul-
tur! Wo fänden wir dergleichen
in unsern Städten trotz unserer
vielgerühmten Schulbildung?
Und doch sehen wir so hoch-
mütig auf diese Leute herab.
Welches Glück, zu denken, daß
es noch Völker gibt, die ihr
Bestes nicht der trockenen Schul-
weisheit des gebildeten Schul-
mannes Schwemmel, son-
dern den angeborenen Ta-
lenten, einer edeln Lebens-
weise und einer alten, durch
Traditionen vererbten Kul-
tur verdanken!“

Nach der Abendmahlzeit
in den „Vier Pilgern“ zu
Bologna.

Müslin erinnerte sich auf
einmal, vermutlich durch das
Wirtshauschild von den vier
Pilgern darauf gebracht, daß
eine der Geschichten, welche die
Canterburypilger in dem be-
rühmten Gedichte Chaucers
einander erzählen, in Bologna
spiele, eine prächtige Geschichte
von einem Studenten, der die
schwarze Kunst verstehe und
einer hohen Dame, die er liebt,
Wunderdinge vorzaubere. Der
Rektor erzählte mir die ganze
Geschichte beim Nachtisch; aber
auf das Ende konnte er sich
nicht mehr besinnen, sodaß ich
einen Spaziergang ins Freie
vorschlug, da uns der starke
Wein hier im etwas engen hin-
tern Gaststübchen anfang be-
schwerlich zu werden. Zuerst aber

stiegen wir auf unser Zimmer und freuten uns gemeinsam,
indem wir nach dem Hof hinabhorchten, der Fröhlichkeit, die
in diesem Gasthofe auch in der Küche und in der Gesindestube
herrschte. Hell sangen die Mägde zu ihren Geschäften, eine
tanzte mit dem Wäschekorb durch die gegenüberliegende Galerie.
„O, schöne Naturen!“ rief Müslin begeistert aus. „O schöne
Naturen dieser Menschen! Bei soviel Arbeit, die sie doch zu
verrichten haben um geringen Lohn, bei so mancher Plage,
die sie auszustehen haben, bei allem Einerlei eines Daseins,
das vermutlich zu verbessern sie keine Aussicht haben, sind sie
alle guten Mutes und singen und spielen dem Herrn in ihren
Herzen! Ja, dem Herrn! Diese Fröhlichkeit ist eine Art Gottes-
dienst, der durch keinen Gedanken vermittelte, unbewußt zum
Thron des Schöpfers aufsteigende Preisgesang lebendiger
Wesen, die glücklich genug sind, gesund leben zu dürfen in ihrer
mühseligen Arbeit. Gott segne sie dafür!“

Der schlesische Tugendbold in Amalfi.

Auf dem Wege aus der Kirche (der Kathedrale von Amalfi),
oben an der prächtigen Marmortreppe, bettelte uns ein hübscher
kleiner Junge um Zigarren an. Das brachte den einen unserer
jungen schlesischen Begleiter ganz außer Fassung. Er war
selbst ein so wohlgezogener junger Mann aus guter Familie;
seine Seele noch völlig nach weißer Wäsche, sein Verstand war
„gestärkt“, wie man einen Hemdentragen stärkt, und seine
Leidenschaften geglättet und gebügelt wie der gestickte Busen-
streifen mit den drei goldenen Knöpfchen, den er trug. Dieser
geborene Geheime Rat und Großvater wandte sich zu dem klei-
nen schwarzäugigen Fischerjungen und hielt ihm, sehr lang-
sam, aber korrekt italienisch sprechend, eine Rede, die in logi-
scher und pädagogischer Beziehung nichts zu wünschen übrig
ließ: „Ich werde dir keine Zigarren geben, kleiner Knabe. Denn
erstlich ist hier nicht der Ort, wo man Zigarren gibt; wir stehen
vor dem Gotteshause. Sodann rauche ich nicht und habe da-
her niemals Zigarren bei mir. Endlich aber würde ich dir auch
keine Zigarren geben, wenn ich welche hätte; denn“ — und
das wurde nun mit besonderem Nachdruck gesprochen — „denn
du bist noch viel zu jung zum Rauchen!“ Der Schluß der Rede
machte sich in italienischer Sprache noch viel pedantischer;
langsam rollten die Worte heraus: „Tu sei ancora molto troppo
giovane per fumare.“ Der Kleine stand starr da und riß
Maul und Augen weit auf. Plötzlich fuhr Müslin wild in
die Tasche, nahm hastig sein Etui hervor und steckte dem
Buben mehrere dicke römische Zigarren in den Mund, in
jeden Winkel eine und in die Mitte eine lange Brissago.
Der junge Schlesier sah Müslin vorwurfsvoll an, und wie
ein Gesandter, der nach solchem Akte die diplomatischen
Beziehungen abbricht, ging er mit seinem Freunde rasch
von dannen; eine halbe Stunde später schiffte er sich nach
Capri ein auf einem Boote; ich sah der Abfahrt vom Balkon
unseres Gasthofs zu. Wohl fünfzig Fischerbuben hockten da
am Strande, und als hätten sie sich das Wort gegeben, das
pädagogische Gewissen der schlesischen frischen Wäsche zu em-
pören, rauchten sie alle, einige aus weißen, gelben und roten
Tonpfeifen, andere elende, weggeworfene Zigarrenstummel,
und jetzt schriegen sie alle vor Vergnügen laut auf, da saßen
ein stämmiger Fischer den jungen schlesischen Großvater auf-
hob, wie man ein Kind aufnimmt, und ihn durch die den Strand
bespülenden Wogen ins Kielboot trug.

Aus „Sommerwanderungen und Winterfahrten“.

Das sterbende Rhinoceros im Zoologischen Garten
in Berlin.

Das freundliche Wetter verlockte mich zu einem Vormit-
tagsbesuch im zoologischen Garten. Also rasch in den nächsten
Wagen der Pferdebahn! Dieses Pferdebahninstitut wird als
das beste der Welt betrachtet und dient allerdings dem Verkehr
der Weltstadt in ganz außerordentlicher Weise. Im Jahre

1892 sind mit Berliner Pferdebahnen 125 Millionen Menschen befördert worden. Die Wagen sind groß und schön. Nur eines mißfiel mir, daß nämlich die ursprünglich so breiten prächtigen Fenstertafeln mit zum Teil bunten Glasannoncen bedeckt sind, sodaß die Fahrgäste nicht immer bequem in die Straße hinauszublicken vermögen. Der Fremde will doch auch im Fahren — besonders auf oft so langen Fahrten — etwas vom Berliner Leben sehen. Hat nun die Pferdebahngesellschaft, wie das Paul Lindenberg in seiner Schrift „Berlin als Kleinstadt“ behauptet, ganz enorme Einnahmen, so dürfte sie, meines Erachtens, zugunsten des fahrenden Publikums auf weitere Einnahmen durch Vermieten der Glasfenster verzichten.

Im zoologischen Garten kam ich zu einem Sterbefall. Das weibliche Nashorn, seit neunzehn Jahren schon in Berlin ansässig, tat soeben seinen letzten Seufzer. Es ist Hungers gestorben. Vor ungefähr vier Wochen hatte es unglücklichweise einen Gummiball verschluckt, der einem Mädchen über die Umzäunung geflogen war. Der Ball war unverdaut in den Ausgangsdarm des Magens gegliitten, hatte dort die Passage verstopft und bewirkt, daß die im Magen vorhandene Nahrung mußte liegen bleiben. Das arme Vieh zehrte also von dem Fressen, das es vor vier Wochen eingenommen hatte, und konnte neue Speisen nicht mehr aufnehmen. In einem solchen gepanzerten Ungetüm wird aber nicht leicht bemerkt, daß es und wie es leidet. Und man hätte ihm vielleicht auch nicht helfen können. Nur an diesem Sonntagmorgen, kurz vor seinem Ende, richtete es sich in auffälliger Weise auf, sodaß es eine halbe Minute wie ein Bär nur auf den Hinterbeinen stand, und dazu stieß es einen angstvoll schnaufenden und jammernden Laut aus; dann brach es zusammen und war nach wenigen Minuten tot. Sein männlicher Gefährte benahm sich diesem Todesfall gegenüber mit mehr Teilnahme, als man einem Rhinoceros zutrauen sollte; ich sah ihn den Körper des toten Weibchens öfter beriechen und leise mit dem eigenen Horn anstoßen. Und hatte er sich für ein paar Augenblicke entfernt, so kehrte er doch immer bald wieder zu dem grauen Leichnam zurück und stand über ihm in scheinbar schwermütiger Betrachtung. Wenn er erst die Todesursache begriffen hätte! Daß eine seines Geschlechts, eine Rhinocerotin, gegen gewöhnliche Flintenkugeln sonst so sonderbar gepanzert, einem elenden Gummiball erliegen mußte! Der Tod hat wirklich nicht nur gegenüber den Menschen zuweilen seine ganz besonderen Einfälle und ist in seiner Art auch ein naturalistischer Poet und jedenfalls geborener Tragiker.

Natürlich befand sich der Garten nun bereits in Wintertoilette, war aber gut besucht. Im Löwenhause zeichneten verschiedene junge Künstler, die wohl einem Paul Meyerheim es nachtun möchten, die großen königlichen Ragen. Kleinbürgerliche Familienväter führten ihre Kinder von Käfig zu Käfig, von Umzäunung zu Umzäunung, und ein ältlicher Philister äußerte, während er den gewaltigen Auerochsen, ein Geschenk des russischen Kaisers, betrachtete, zu seiner Umgebung: „Det ham mer och noch Bismarcken zu verdanken! Wenn der russische Kaiser wieder enen wilden Ochsen zu verschenken hat, so kriegen ihn die Franzosen!“

* * *



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.

Aus „Sizilien und andere Gegenden Italiens“.

Festliches Volk in Bologna.

... Doch zurück von dieser Abschweifung zu meinem Stuhl unter den Arkaden vor dem Kaffeehause.

In zwei einander begegnenden endlosen Zügen schob sich hier das Landvolk vorbei, und gar oft entstand bei dem außerordentlichen Andrang eine Stodung. Aber da war auch nicht ein verdrießlicher

Mensch in der Menge, wenn auch der unfreiwillige Aufenthalt minutenlang dauerte. Heiterste Zufriedenheit lag auf allen Gesichtern. Und wie ausdrucksvoll waren diese Schönheiten! Wie glänzten überall waldbeeren-schwarze Augen! Stattliche Bursche von hohem Wuchs hatten ihre Mädchen bei sich, die sie nicht am Arm, sondern an der Hand führten. Diese jungen Bäuerinnen waren fast durchweg Schönheiten; der Menschenschlag in und um Bologna herum ist, wie allgemein bekannt, ein außerordentlich guter. Nun waren sie heute im Festischmuck; seidene Tücher, vorherrschend grüne oder gelbe, lagen auf den Schultern der Mädchen. In dem schwarzen Haargeslecht steckten silberne Nadeln von seltenen Formen; auch goldene Ohrgehänge, Reife von ziemlichem Umfang oder Halbmonde, waren nicht selten. Was aber als höchster Schmuck die Schönheit der edelgeformten Züge erhöhte, das war durchweg der Ausdruck einer — wie soll ich sagen, kindlichen oder tierischen? — Unschuld, einer unbeschreiblichen Seeleneinfalt bei vortrefflicher geistiger Naturanlage. Wir kennen bei uns, auch auf dem Lande, nur noch das durch Schulbildung zur Erkenntnis des Lebens geweckte Mädchen und Weib. Nun ist es mir gewiß fern, den Lichtstrahl des Gedankens zu verachten, der dem Antlitz wissender Menschen neue und eigenartige Schönheit geben kann. Aber wieviel unnützes, die Seele belastendes und vielleicht auch verunreinigendes Beiwerk zieht oft mit der systematischen Schulbildung in den Menschen ein! Und wäre es allein die Schule. Da kommen aber die Zeitungen dazu und das Lesen so vieler nützer und unnützer Bücher. Wohl erweitert sich der Horizont. Aber jene erste Evafrische, jener Tau des Paradieses wird unmerklich abgewischt. Fade Ausleger des biblischen Mythos haben von jeher unter dem Biß in den Apfel der Erkenntnis die erste Erfüllung des geschlechtlichen Begehrens verstehen wollen. Dies ist ganz falsch. Der natürlich sinnliche Mensch unterliegt diesem Begehren, ohne daß der Stand der



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.



DIESCHWEIZ
1853.

Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.

Unschuld im höhern Sinne des Wortes dadurch verändert würde. Vollbringt er doch nur das in ihm waltende Naturgesetz. Jener Mythos ist vielmehr wörtlicher von der Erkenntnis, d. h. von der geistigen Entdeckung des eigenen Ich zu verstehen, insofern der Mensch beginnt, sich fortan selbst zum Gegenstande grübelnden Studiums zu machen. Aber meine Leser leben von Jugend auf so sehr in der zweiten, papierenen Welt, die ihnen in der Schule ist erschlossen worden, daß sie vielleicht kaum verstehen, was ich mit diesem Lobe einer noch da und dort auf Erden existierenden Paradiesesunschuld des Menschengeschlechts sagen will. Auch sehe ich gar wohl ein, daß solche Zustände überall von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwinden müssen; nur kann ich die Befriedigung nicht unterdrücken, die ich empfand und noch in der Erinnerung empfinde, daß es mir vergönnt war, an jenem Himmelfahrtstage tausendmal in die wie aus dem ersten Schöpfungsmorgen hervorlugenden Augen der die Welt noch nicht begreifenden jungen Eva zu blicken. Und wie nun der Strom dieser Menge heiterer, einfacher, schöner und unbekannter Menschen in immer neuen Wellen vorüberwogte, da empfand ich mein eigenes Lebensgefühl mehr und mehr gesteigert, und zugleich überkam mich die Ahnung jener Seligkeit Gottes im pantheistischen Sinne, da solche Ströme, wie ich einen jetzt an mir vorbeiziehen sah, millionenfach im Wesen der Gottheit aus- und einströmen und auch die verborgenste Menschenblume in seinem Herzen wurzelt.

Vorwort von „Du schöne Welt!“ Neue Fahrten und Wanderungen in der Schweiz und in Italien.
Frauenfeld 1907.

Für die Liebeserklärung aus Leben, die in den Titeln meines neuen Reisebuches liegt, möchte ich nicht mit dem Vorwurf allzu optimistischer Optik gestraft, ja für sie philosophisch überhaupt nicht hafter gemacht werden, als man ein Marmeltier an dem Spätherbsttage, da es sich zum langen Winterschlaf bettet, für den Abschiedsblick würde hafter machen, den es aus blinzelnenden Neuglein noch emma, bevor es im dunkeln Bau verschwindet, auf all die ver-

traute Herrlichkeit seiner Alpenmatten mit den darüber glühenden Firnhäuptern wirft. Der kleine haarige Bursche, der vorher noch in einem Alpseelein oder in einem zwischen verblühten Rhododendronstauden rieselnden Bächlein tüchtig getrunken hat, um in seinem Mausoleum nicht ganz einzutrocknen, will mit dem Abschiedsblick und mit dem zufriedenen Wackeln des kurzen Schwänzleins beileibe nicht etwa die Behauptung aufstellen, seine Sommertage seien eitel Lust gewesen und er achte die Drangsale und Gefahren, die sein bißchen Leben fast stündlich erschwerten und bedrohten, für eine Kleinigkeit. Aber der lichte Himmel und die goldene Sonne, die ihm das Pelzlein so sanft wärmte, waren sicherlich etwas Schönes. Und wer weiß, ob er sie im nächsten Frühling wieder sieht!

Also höchstens ein Empfindungsurteil soll in meinem Liebesgruß liegen. Innig aber ist er und herzlich gemeint als der eines Mannes, dem das gütige Geschick gönnte, in einem von der Natur sichtlich bevorzugten Lande alt zu werden, in einem Lande, wo jeder Schritt ins Freie das Zusammengehörigkeitsgefühl mit allen Wesen und Erscheinungen der Landschaft — das man schließlich überall spüren mag — zu festlicher Freude steigert. Selbst auf kleinen Nachmittags-spaziergängen, die mich an hundert- und tausendmal besuchte Plätze führen, und auch bei trübem Wetter, im Winter oft ebenso sehr wie in der freundlichen Jahreszeit, schwillt die Ergriffenheit über all das Schöne, das die Augen erblicken und das die Seele gern für immer behalten möchte, manchmal bis zur Bedrängnis, und mit einem Seufzer wende ich dem entzündenden Fernblick nach den Bergen den Rücken oder einem Wolkenbilde, das die Sehnsucht weckt wie ein zu unbekannten

Rüsten segelndes Schiff, oder einem von irgendwoher beleuchteten Hügel, einem Baumriesen im Herbstgold, und ich betreffe mich auf dem kindischen Wunsche, gleich jenem mythologischen Hüter der Tore um mit Augen besetzt zu sein. Weil ich aber hier der Augen erwähne, so will ich auch der vielen treuen Künstler gedenken, der einheimischen Landschaftsmaler, die, wie sie überhaupt die Augen ihrer Landsleute erziehen, so auch die meinigen gefördert haben, das Schöne mannigfaltiger und kräftiger zu sehen...



DIESCHWEIZ

Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.

Zum Jeremias Gotthelf-Tage.

(Feuilleton des „Bund“ vom 4. Oktober 1897).

Ihrer Unsterblichkeit können diejenigen Dichter am gewissten sein, in deren Schöpfungen ein ganzes Volk Stimme gewonnen hat. Solange dieses Volk nicht vom Erdboden verschwindet, werden auch sie fortleben. Ja, wenn es einmal vertilgt wäre, so würde vielleicht hierin noch eine Fortsetzung der ersten Unsterblichkeit des Dichters liegen, da seine Werke alsdann als die wichtigsten, weil seelenvollsten Dokumente eines untergegangenen Volkes, und der Sitten desselben, kulturhistorischen und archäologischen Wert erhalten würden. Aber noch ist's nicht an dem, daß man im Emmental die silbernen Göllexketteli wie Schliemannsche Altertümer ausgraben muß, wenn auch die Schwefelhüetli nur noch bei Aufzügen und ländlichen Theatervorstellungen vorkommen. Das Bernervolk denkt nicht daran, sich einbalsamieren zu lassen; lebenslustig und lebenskräftig blickt es dem neuen Jahrhundert entgegen. Und wenn auch die Bauernfräcke alsdann einen andern Schnitt haben werden als zur Zeit, da Joggeli eine Frau suchte, sein Volkstum nimmt es in das zwanzigste Jahrhundert hinüber, nach demselben Naturgesetze, das da bewirkt, daß die Wiesen in allen Frühlingen die gleichen gelben Löwenzahnkrönen und blaßvioletten Schaumkrautpflanzen mitten im

grünen Grase hervorbringen. Denn Wiesen und Völker säen sich selbst aus. Und so wird auch Jeremias Gotthelf, der im Jahr vor dem Franzoseneinfall in die Schweiz, am 4. Oktober 1797, in Murten unter dem bürgerlichen Namen Bihius geboren wurde und der dann dieses unser Jahrhundert entlang gelebt, gewirkt, geschafft und das Bernertum gedichtet und hierdurch gleichsam in Erz gegossen hat, sein Volk ins kommende Jahrhundert hineinbegleiten.

Welches Glück — es muß noch einmal gesagt werden — diese Einheit des Dichters mit seinem Lande und Volke! Er hat ein Vaterland, und das Vaterland hat ihn. Kein Blättchen rauscht zu oberst in den Wipfeln dieses Baumes, das Gestalt und Kraft nicht dem Saft verdankte, den die tiefen und die weit verbreiteten Wurzeln aus der Muttererde gesogen haben. Jeder Dichter schreibt seine subjektiven Gefühle und Phantasien. Vaterlandslose oder — wie Chamisso — mit zwei Vaterländern „gesegnete“ Dichter schweifen jedoch sehnuchtsvoll, unruhig um ferne, unwirtliche Klippen; gleich Wandervögeln fassen sie nirgends für lange festen Fuß. Anders der Vaterlandsdichter! Auch Bihius dichtete seine Subjektivität. Aber siehe da, sie war die größte Objektivität, sie war sein Volk!



Aus J. V. Widmanns Skizzenheften.



J. V. Widmann mit Enkelin vor seinem Wohnhaus z. „Leuenberg“ am kleinen Muristal in Bern.

Und nicht ins zweifelhafte Unbekannte brauchte seine Phantasie sich zu tasten. Ruhig und schön und blühend lag das Land seiner Träume alle Tage als greifbare Wirklichkeit vor den Fenstern seines Pfarrhauses von Lügelflüß ausgebreitet. Wo hat jemals einer so mitten drin gestanden unter den Geschöpfen seiner plastisch bildenden Hand? Wenn ein Winzer im Bottich die Trauben des von ihm gebauten Weinberges mit den eigenen Füßen trittet, so ist es noch lange nicht dasselbe; denn der Winzer ist selbst nicht Traube und Rebe. Bilius aber war selbst die Frucht dieses Volkstums, das er in seinen Werken gleichsam auspreßte und in geistigen Wein verwandelte, die vollste, am schönsten gereifte Frucht. Mag nun auch dieses bernische Volkstum für die große weite Welt nur ein kleines, wenig bedeutendes sein, sodaß man in dieser Beziehung wenigstens Vergleiche mit Homer und seinem Griechentum, mit Dante und Italien ablehnen muß — für die glückliche innere Harmonie des Dichters mit seinem Gegenstande, für die starke Solidität des Unterbaues seines ganzen Wirkens kommt der berührte quantitative und auch qualitative Unterschied nicht in Betracht. Mit Recht hat daher Jakob Burckhardt (wie mir unlängst einer seiner Freunde, Hans Trog in Basel, brieflich mitteilte) Jeremias Gotthelf für glücklicher und beneidenswerter als Gottfried Keller gehalten. Und man darf beifügen, daß

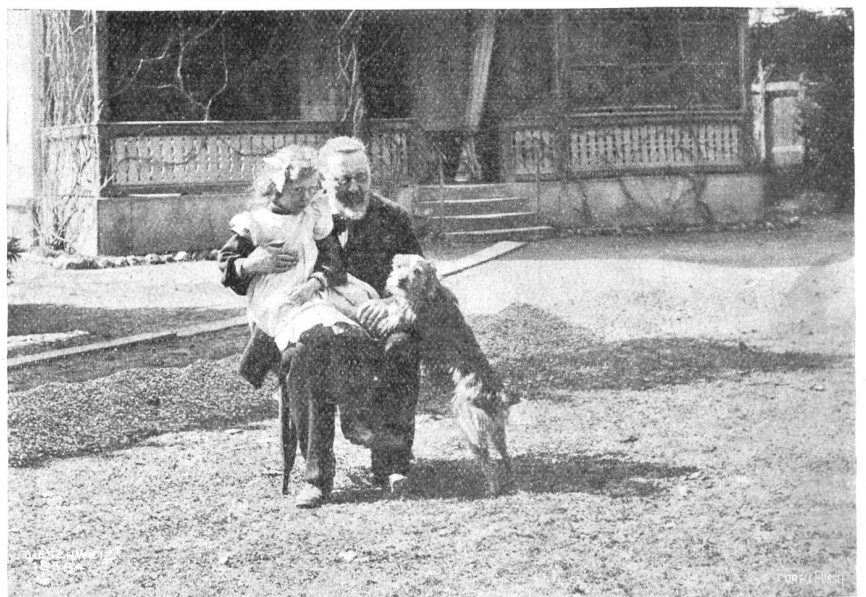
Jeremias Gotthelf den Begriff des schweizerischen Volksdichters noch vollkommener realisierte als der durch künstlerisch bewußtes Schaffen ihm freilich weit überlegene große Zürcher Dichter. Gotthelfs Schaffen war das einer Naturkraft, die ihren Reichtum selbst nicht kennt und in verschwenderischer Fülle ihn hingibt ...

Zu den Federzeichnungen J. V. Widmanns.

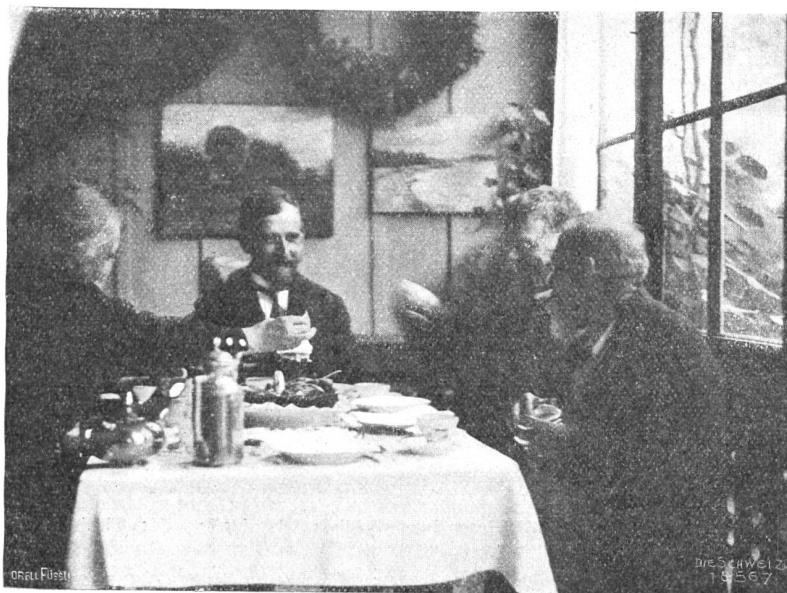
Nicht nur die nächsten Angehörigen, auch die näheren Freunde wußten, daß Widmann in humorvoller Laune ab und zu seinen Briefen Illustrationen beigab. Daß er aber über ein nicht gewöhnliches Zeichnungstalent verfügte und besonders in früheren Jahren mit Bleistift und Feder entzückend zu fabulieren wußte, dürfte vielen seiner Verehrer neu sein. Nicht weniger als sechs inhaltsreiche „Zeichnungsbücher“ sind erhalten mit vielen hundert mehr oder weniger ausgeführten Zeichnungen, die er zu Lust und Belehrung für die Jugend seines Hauses schuf. Aus dem griechischen Altertum etwa die Theseussage darzustellen mit besonders furchtbaren Schilderungen des „Prokrustesbettes“, des Minotaurus, oder wie der greise Aegens sich angesichts der mit schwarzen Segeln heimkehrenden Flotte ins Meer stürzt — das gelang ihm vorzüglich. Auch häusliche komische Ereignisse wurden festgehalten, vor allem aber große fabelhafte Geschichten erfunden mit merkwürdigen Wesen, wie der Herr „Niemand Apfel“, der Krieg zwischen den „Nasen- und den Lippen-Deuten“. Ganze Epen entstanden auf diese Weise, lustige Robinsonaden auf erträumten Inseln, auch eine Auswanderung der Familie Widmann nach Kanada und Kalifornien mit wechselvollen Farmergeschichten, Ueberfällen von Indianern, ungeheuren Goldklumpenfund, bei welchen Abenteuern auch der liebe Hausfreund Carl Munzinger eine bedeutende Rolle mitspielt.

Die hier mitgeteilten Proben sind anderer Art und frühern Datums. Sie fanden sich auf vielen Blättern zerstreut und vermisch mit Kollegnotizen aus seiner Heidelberger Universitätszeit.

„Theologengesichter“ und „Deutsche Professoren- und Schulmeistertypen“ sind auf zwei Seiten enthalten, während Schlachten- und Gefechtszenen den Inhalt der übrigen Blätter bilden. Hauptächlich beschäftigte ihn die große Zeit der Freiheitskämpfe und der Revolution, die Gestalten Napoleons



J. V. Widmann mit Enkelin.



Beim Tee im «Leuenberg» (v. J. V. Widmann und Albert Betti, I. Frau Widmann, in der Mitte Ernst Kreidolf).

und anderer Helden treten sichtlich vor, auch Goethes Züge versucht er wiederzugeben.

Die Blätter reden für sich selbst, einzelne der Zeichnungen haben soviel Reiz und geradezu „Schmäh“, daß sie wohl dem Skizzenbuch eines Kriegsmalers entnommen sein könnten. Er selbst hat von seinem Talent nie viel gehalten. Bescheiden lehnte er stets ab, besonders wenn in spätern Jahren das Gespräch darauf kam. Einmal meinte er fast spöttisch, indem er schalkhaft lächelte, man möchte doch nicht davon reden, es gebe ja heute in der Schweiz genug Dichter, die sich freuen darauf hinzuweisen, daß sie „ebenso gut“ hätten Maler werden können — trotz Gottfried Keller.

F. W.

Aus einem Briefe J. V. Widmanns.

Bei Anlaß des vorliegenden Gedenkblattes zum 20. Februar fällt uns der Glückwunschartikel ein, den wir J. V. Widmann zum sechzigsten Geburtstag gewidmet haben und den er mit jener reizenden Dankbarkeit entgegennahm, die für ihn so charakteristisch ist, daß wir uns nicht versagen können, aus seinem Briefe an die Verfasserin*) ein paar Sätze wiederzugeben.

„... Vor lauter Freude kam ich zuerst gar nicht dazu, zu denken, daß dieses ganze ‚Babylönchen‘ (wie einst eine unserer Mägde Pavillon auszusprechen pflegte) mir zu Ehren errichtet worden. Ich genoß es und genieße es noch wahrhaftig als das berühmte ‚Ding an sich‘. Und doch ist es dann wieder gerade diese Beziehung auf mich, die mich vor allen andern Menschen instand setzt, Ihre ganze Weisheit und Kunst zu begreifen. Auch meine I. Frau war starr vor Erstaunen, daß jemand instande war, so die Summe meiner ganzen menschlichen und literarischen Existenz zu ziehen — wohlgerne mit dabei überall sich befundender wohlwollendster Absicht, unter Wahrung der Wahrheit doch nur das Beste zu sagen. Wie Sie gewisse intime Dinge herausgebracht haben, z. B. den Konflikt der Vogelfutterpflicht mit dem Sonntagswunsch, länger im Bette liegen zu bleiben — gerade heute war der Kampf schwer gewesen! — ist mir ein Rätsel. Unendlich gefreut hat mich natürlich besonders, was Sie von meinem Aretindrama geschrieben haben. Auf der Bühne wird es in seiner etwas kühlen Temperatur ja wohl nirgends viel Wirkung tun. Umso glück-

*) Dr. Hedwig Bleuler-Waser (vgl. „Die Schweiz“ VI 1902, 89 ff.).

licher muß ich sein, wenn es bei bedeutenden Geistern gute Aufnahme findet. Das ist letzten Mittwoch in der „N. Fr. Presse“ geschehen und jetzt so schön und warm in der „Schweiz“. Ich werde nun zu meinem Sechzigsten allerlei über mich müssen ergehen lassen. Einen Vorschmack gab mir eine Berliner Modezeitung, die mein Bild brachte und mich sonderlich mit der Versicherung zu ehren glaubte, man nenne mich in Berlin den schweizerischen Oscar Blumenthal! Sie können sich vorstellen, wie mir nach so was (wogegen übrigens auch der Verfasser des „Weißen Röhl“ energisch protestieren dürfte) Ihr Aufsatz vorkommen mußte, was übrigens nicht heißen soll, daß er einer Folie bedurft hätte... Es ist recht schade, daß ich mich über die Seele des Menschen noch immer zu keinem wesentlich andern Glauben durchgerungen habe, als wie ihn der Text der vier ersten Gesänge von Brahms ausspricht. Sonst würde ich Ihnen sagen, daß ich mich drüben mit Papa Hegner anfreunden und jedenfalls neben ihm begrüßend am Ufer stehen würde, wenn dereinst — in recht ferner Zeit — der Nachen mit Ihnen anlegt...“

Meine erste Erinnerung an J. V. Widmann.

Es wird im Jahre 1880 gewesen sein, und als kleine Schulknirpse freuten wir uns auf eine gewaltige Veränderung. Unsere Schule, die sog. Bürgerliche Mädchenschule, sollte mit der Einwohnernmädchenschule verschmolzen werden und als städtische Mädchensekundarschule weiterleben. Wir freuten uns nicht sowohl auf die Abwechslung als solche, auf den Umzug, auf



J. V. Widmann in seinem Heim.